

ANTHONY LAWRENCE MIT GRAHAM SPENCE

# DER ELEFANTENFLÜSTERER

MEIN LEBEN MIT DEN SANFTEN RIESEN  
UND WAS SIE MIR BEIBRACHTEN

ÜBERSETZUNG AUS DEM ENGLISCHEN VON  
KIMIKO LEIBNITZ

**mvg**verlag 

# PROLOG

Als ich 1999 gebeten wurde, eine Herde verhaltensauffälliger Willelefanten in mein Tierreservat aufzunehmen, hatte ich nicht die leiseste Ahnung, was für ein Abenteuer da auf mich zukam. Weder war mir bewusst, mit welchen enormen Herausforderungen ein solches Unterfangen verbunden ist, noch hätte ich je geglaubt, wie sehr diese Tiere mein Leben bereichern würden.

Es war ein echtes Abenteuer, sowohl in körperlicher als auch in spiritueller Hinsicht. Körperlich in dem Sinn, dass ich von Anfang an schwer unter Stress geriet, wie Sie auf den folgenden Seiten sehen werden; spirituell deshalb, weil mir die sanften Riesen einen tiefen Einblick in ihre Welt gewährten.

Der Titel dieses Buches bezieht sich übrigens nicht auf mich, denn ich behaupte keineswegs, über irgendwelche besonderen Fähigkeiten zu verfügen. Es waren vielmehr die Elefanten, die zu mir flüsterten und mich dadurch das Zuhören lehrten.

Ich bin kein Wissenschaftler, sondern Naturschützer. Wenn ich also beschreibe, wie die Elefanten auf mich reagierten oder ich auf sie, dann gebe ich ausschließlich meine eigenen persönlichen Erlebnisse wieder. Es geht hier also nicht um graue Theorie; vielmehr fand ich während unserer gemeinsamen Zeit durch praktische Erfahrung nach und nach heraus, was am besten für mich und die Herde funktionierte.

Ich bin aber nicht nur ein Naturschützer, sondern auch ein echter Glückspilz, denn mir gehört ein Wildreservat namens Thula Thula. Es besteht aus 2023 Hektar ursprünglichem Buschland und liegt im Herzen von Zululand, Südafrika. Einst zogen Elefanten frei und ungehindert durch dieses Gebiet. Doch das ist schon lange her. Viele auf dem Land lebende Zulus haben noch nie in ihrem Leben einen

Dickhäuter gesehen. Meine waren die ersten wild lebenden Exemplare, die nach über einem Jahrhundert wieder in unserer Gegend angesiedelt wurden.

Thula Thula ist ein natürlicher Lebensraum für viele in Zululand heimische Tiere, darunter das majestätische Breitmaulnashorn und der Kapbüffel, aber auch Leoparden, Hyänen, Giraffen, Zebras, Gnus, Krokodile und verschiedene Antilopenarten sowie weniger bekannte Raubtiere wie der Luchs und der Serval zählen dazu. Es gibt hier Pythons von der Länge eines Lastwagens, und sehr wahrscheinlich besitzen wir den größten Zuchtbestand an Weißrückengeiern in der gesamten Provinz.

Und natürlich haben wir auch Elefanten.

Wie Sie gleich erfahren werden, kamen die Elefanten gewissermaßen aus heiterem Himmel zu uns. Aber inzwischen kann ich mir ein Leben ohne sie nicht mehr vorstellen. Um zu verstehen, wie viel ich diesen Tieren verdanke, muss man zunächst begreifen, dass Kommunikation im Tierreich die natürlichste Sache der Welt ist. Und dass mich anfangs nur meine eingeschränkte, menschliche Sichtweise davon abhielt, ihnen zuzuhören und sie zu verstehen.

In unseren lauten, hektischen Städten sind viele Dinge verloren gegangen, die unsere Vorfahren noch intuitiv wussten: dass die Wildnis lebendig ist, dass ihr Flüstern für alle Lebewesen hörbar ist – und dass alle darauf antworten können.

Und wir müssen begreifen, dass es Dinge gibt, die wir mit unserem Verstand alleine nicht erfassen können. Elefanten beispielsweise verfügen über Eigenschaften und Fähigkeiten, die sich mit wissenschaftlichen Methoden nicht einmal annähernd erklären lassen. Sie können zwar keinen Computer reparieren, aber sie verfügen sowohl physisch als auch metaphysisch über Kommunikationsmittel, die einen Bill Gates in ungläubiges Staunen versetzen würden. In einigen sehr entscheidenden Dingen sind sie uns jedenfalls weit überlegen.

Unerklärliche Phänomene begegnen uns im gesamten Tier- und Pflanzenreich auf Schritt und Tritt. Deshalb wird derjenige, der mit offenen Augen durch die Welt geht, früher oder später ganz von alleine anfangen, vieles von dem zu hinterfragen, was er bislang für wahr gehalten hat. Hierzulande weiß jeder Wildhüter, dass just an dem Tag, an dem man Nashörner betäuben und umsiedeln will, nicht ein einziges Tier vors Narkosegewehr kommt. Auch wenn es einen Tag zuvor geradezu vor Nashörnern gewimmelt hat. Irgendwie scheinen sie zu ahnen, wenn man es auf sie abgesehen hat, und verschwinden dann einfach von der Bildfläche. Kommt man hingegen eine Woche später wieder, diesmal nur um Büffel zu betäuben, stehen die Nashörner, die zuvor wie vom Erdboden verschluckt schienen, urplötzlich vor einem und schauen einen mit großen Augen an.

Vor vielen Jahren beobachtete ich einmal einen Jäger auf der Pirsch. Er hatte die Erlaubnis, einen Impala-Bock aus einer Herde ausschließlich männlicher Tiere zu schießen. Aber die einzigen Böcke, denen er an diesem Tag begegnete, gehörten zu einer gemischten Gruppe mit Jungtieren. Noch erstaunlicher war, dass diese Böcke, für die er ja eben keine Genehmigung hatte, ungerührt in Schussweite blieben und ihm völlig angstfrei in die Augen blickten, während im Hintergrund eine Jungesellenherde um ihr Leben rannte.

Wie lässt sich so etwas erklären? Wir wissen es nicht. Die etwas rationaleren Wildhüter unter uns würden wahrscheinlich sagen, es handle sich hier um einen typischen Fall von Murphys Gesetz – alles, was irgendwie schiefgehen kann, geht auch schief. Immer genau das Tier, das man gerade schießen oder betäuben will, macht sich rar. Andere Wildhüter, und dazu zähle auch ich, sind sich da nicht so sicher. Vielleicht steckt ein bisschen mehr dahinter. Vielleicht trägt ja der Wind unsere Absichten zu ihnen.

Einen ähnlichen Standpunkt vertritt auch ein weiser alter Zulu, mit dem ich seit vielen Jahren befreundet bin. Er

kennt sich im Busch aus wie kaum ein anderer und erzählte mir einmal folgende Geschichte: Immer dann, wenn Affen seinem Dorf zu nahe kamen, dreist Essen stahlen, Kinder bedrohten oder diese bissen, beschlossen die Einwohner, eines der Tiere zu töten, um den Rest der Bande abzuschrecken.

»Aber diese Affen sind schlau«, sagte er, und tippte sich dabei an die Schläfe. »In dem Moment, in dem wir beschließen, das Gewehr zu holen, verschwinden sie. Inzwischen trauen wir uns nicht einmal mehr die Worte ›Affe‹ oder ›Gewehr‹ laut auszusprechen, weil sie sich sonst im Wald verstecken. Bei Gefahr können sie auch ohne Ohren hören.«

Interessanterweise existiert ein sehr ähnliches Verhalten auch in der Pflanzenwelt. Unsere Gäste-Lodge auf Thula Thula liegt etwa zwei Meilen von unserem Haus entfernt in einem Hain aus Akazien- und Laubbäumen, die dort schon seit Jahrhunderten stehen. In diesem alten Waldgebiet gibt es Akazienbäume, die offenbar nicht nur begreifen, dass eine Antilope oder eine Giraffe, die sich an ihrem Laub zu schaffen macht, als Angriff zu verstehen ist, sondern die als Reaktion darauf auch Tannin in ihre Blätter pumpen können, sodass diese einen bitteren Geschmack bekommen. Gleichzeitig setzen diese Bäume einen Duftstoff frei, eine Art Pheromon, das andere Akazien in der Nähe vor der drohenden Gefahr warnt. Die umliegenden Bäume empfangen dieses Signal und fangen in Erwartung eines Angriffs ebenfalls umgehend mit der Tannin-Produktion an.

Ein Baum besitzt aber weder ein Gehirn noch ein Zentralnervensystem. Wer oder was trifft also diese komplexen Entscheidungen? Oder wichtiger noch: warum? Warum sollte sich ein scheinbar empfindungsloser Baum um das Wohl seines Nachbarn sorgen und sich die Mühe machen, ihn zu beschützen? Wie kann er ohne ein Gehirn überhaupt wissen, dass er eine Familie oder einen Nachbarn hat, die es zu beschützen gilt?

Unter dem Mikroskop sind lebendige Organismen nichts weiter als eine Ansammlung von Zellen und Chemikalien. Aber was ist mit dem, was man nicht sehen kann? Der Lebensenergie etwa, dieser entscheidenden Triebkraft, die allen Lebewesen innewohnt – der Akazie ebenso wie dem Elefanten. Lässt sich diese Energie überhaupt sicht- und greifbar machen?

Meine Herde hat mir gezeigt, dass dies möglich ist. Sie hat mir bewiesen, dass es in der Welt der Elefanten Werte wie Verständnis und Großzügigkeit gibt; dass diese Dickhäuter gefühlvolle, fürsorgliche und außerordentlich intelligente Wesen sind; und dass sie gute Beziehungen zu uns Menschen durchaus zu schätzen wissen.

Sie haben mich gelehrt, dass alle Lebensformen dieser Welt aufeinander angewiesen sind, wenn wir überleben und glücklich werden wollen. Und sie haben mir gezeigt, dass es im Leben um mehr geht als nur die eigene Person, die eigene Familie oder die eigene Spezies. Dies ist ihre Geschichte.

# KAPITEL 1

Aus der Ferne klang der krachende Gewehrschuss wie das Bersten eines riesigen Stücks Feuerholz.

Ich sprang von meinem Stuhl auf und lauschte. Ein solches Geräusch versetzt jeden Wildhüter unwillkürlich in höchste Alarmbereitschaft. Dann folgte eine Salve ... *tack-tack-tack*. Ein schreiender Vogelschwarm erhob sich als Silhouette gegen den blutroten Sonnenuntergang.

Wilderer. An der Westgrenze.

David, mein Wildhüter, sprintete schon zu unserem zuverlässigen alten Landrover. Ich packte meine Schrotflinte, folgte ihm und sprang auf den Fahrersitz. Max, mein gescheckter Staffordshire-Bullterrier, kletterte in Windeseile zwischen uns. Instinktiv spürte er unsere Aufregung und würde uns um nichts in der Welt von der Seite weichen.

Während ich den Wagen anließ und das Gaspedal durchtrat, griff David zum Funkgerät.

»Ndonga!«, bellte er. »Ndonga, bist du auf Empfang? Over!«

Ndonga war der Chef unserer Wambo-Wachen, und da er in der Armee gewesen war, definitiv jemand, den man bei einer Schießerei gerne an seiner Seite hatte. Ich hätte mich deutlich wohler gefühlt in dem Wissen, dass er und sein Team auf dem Weg waren, aber Davids Funksprüche wurden nur von einem monotonen Rauschen beantwortet. Wir waren auf uns alleine gestellt.

Meine Verlobte Françoise und ich hatten Thula Thula, ein prächtiges Wildreservat im Herzen von Zululand, vor etwa einem Jahr gekauft. Und von Anfang an mussten wir uns mit diesen Wilderern herumschlagen. Es gab praktisch keine Chance herauszufinden, wer sie waren oder woher sie kamen. Immer wieder hatte ich mit den *Izinduna* – also den Häuptlingen – der in der Umgebung lebenden Zulu-Stämme gesprochen, die darauf bestanden, dass ihre Leute nichts

damit zu tun hatten. Und ich glaubte ihnen. Unsere Angestellten stammten überwiegend aus der Gegend und waren ausnahmslos loyal. Also mussten diese Ganoven von irgendwoandersher kommen.

Es wurde rasch dunkel, und ich musste langsamer fahren. Als wir uns dem Westzaun näherten, schaltete ich auch die Scheinwerfer aus. Ich hielt hinter einem großen Ameisenhügel und folgte David durch eine Gruppe von Akazienbäumen. Unsere Nerven waren zum Zerreißen gespannt, die Finger nervös am Abzug, angestrengt lauschend tasteten wir uns vorwärts. Zu unserer Verteidigung hatten wir unsere Repetier-Jagdfinten mit schwerem Postenschrot geladen, denn bei einer Begegnung mit Wilderern im Busch, und noch dazu in der Dunkelheit, kann man nie wissen. Wie jeder Wildhüter in Afrika weiß, sind die meisten professionellen Wilderer absolut rücksichtslos und schießen ohne zu zögern. Es waren noch knapp 50 Meter bis zum Zaun. Da ich wusste, dass Wilderer sich gerne den Fluchtweg offen halten, machte ich mit meinem Arm eine kreisförmige Bewegung. David wusste genau, was ich damit meinte und nickte nur. Er würde seinen Posten halten, während ich zum Zaun kroch, um ihnen im Falle eines Schusswechsels den Fluchtweg abzuschneiden.

Der Geruch von Schießpulver lag in der Abendluft. Er hing wie ein Leichentuch in der Stille. In den Weiten Afrikas ist es niemals völlig ruhig. Zumindest die Grillen hören nie auf zu zirpen. Außer nach Schüssen.

Nach einigen Minuten absoluter Lautlosigkeit wusste ich, dass wir einer Finte aufgesessen waren. Ich schaltete meine Halogentaschenlampe ein und suchte mit ihrem Licht den Zaun ab. Nirgendwo gab es ein Loch, durch das Wilderer hätten ins Reservat schlüpfen können. Auch David schaltete seine Taschenlampe an und suchte nach Tritt- oder Blutspuren, die uns verraten hätten, ob ein Tier getötet und weggebracht worden war.



Nichts. Nur gespenstische Stille.

Da es innerhalb des Reservats keine Spuren gab, begriff ich, dass die Schüsse außerhalb des Zauns abgefeuert worden sein mussten.

»Verdammt, ein Täuschungsmanöver.«

Kaum hatte ich das ausgesprochen, fielen auch schon weitere Schüsse – ein gedämpftes, aber deutliches »Grollen« am anderen Ende des Reservats, mindestens 45 Minuten entfernt, nur erreichbar auf Feldwegen, die sich nach einem Frühlingsregen in puren Morast verwandeln. Wir sprangen zurück in den Landrover und rasten los, aber ich wusste, dass es aussichtslos war. Sie hatten uns hereingelegt. Wir würden sie nie erwischen. Bevor wir an Ort und Stelle wären, hätten sie sich längst mit ein paar erschossenen Nyala – einer der schönsten Antilopen Afrikas – aus dem Staub gemacht.

Ich verfluchte mein unüberlegtes Vorgehen. Hätte ich zeitgleich einige Ranger ans andere Ende des Reservats geschickt, statt kopflos loszustürmen, dann hätten wir sie auf frischer Tat ertappt.

Aber immerhin war damit etwas anderes bewiesen: Offenbar hatten die *Izindunas* recht, die behauptet hatten, meine Probleme seien interner Art – es müsse also jemand innerhalb des Reservats mit den Wilderern zusammenarbeiten. Dies war mit Sicherheit nicht das Werk einer Handvoll hungrieriger Stammesmitglieder und abgemagerter Hunde, die auf der Jagd nach etwas Essbarem durch die Wildnis streiften. Hier hatten wir es mit einer gut organisierten kriminellen Tat zu tun, die von jemandem begangen wurde, der jeden unserer Schritte kannte. Wie sonst hätten sie alles zeitlich so perfekt abstimmen können?

Es war bereits stockdunkel, als wir im östlichen Bereich des Reservats ankamen und den Schauplatz mit unseren Taschenlampen beleuchteten. Die Spuren sprachen Bände. Allem Anschein nach waren zwei Nyala von Jagdgewehren mit Hochgeschwindigkeitsmunition niedergestreckt worden.

Wir konnten das flache, blutgetränkte Gras sehen, auf dem man ihre Kadaver zu dem Loch gezerrt hatte, das mit Bolzenschneidern grob aus dem Zaun herausgeschnitten worden war. Etwa zehn Meter außerhalb des Zauns fanden sich die schlammigen Reifenspuren eines Geländefahrzeugs mit Allradantrieb, das inzwischen sicher schon etliche Meilen Vorsprung hatte. Die Tiere würden an ortsansässige Metzger verkauft werden, die sie für Biltong verwenden würden, eine Art Dörrfleisch, das in ganz Afrika hochgeschätzt ist.

Im Licht meiner Taschenlampe entdeckte ich ein blutiges Bündel dunkelgrauen Fells, das an einem zerschnittenen Stück Draht wehte. Mindestens eine der toten Antilopen war ein Männchen – weibliche Nyala sind hellbraun und haben schmale weiße Streifen auf dem Rücken.

Mich fröstelte, und ich fühlte mich plötzlich alt und müde. Bevor ich es gekauft hatte, war Thula Thula ein Jagdrevier gewesen, und ich hatte mir geschworen, dass diese Zeiten ein für alle Mal vorbei sein würden. Solange ich hier das Sagen hatte, sollte kein Tier jemals wieder unnötigerweise getötet werden. Ich hatte nicht gehnt, wie schwierig es sein würde, dieses Versprechen zu halten.

Mutlos fuhren wir zum Haus zurück. Françoise begrüßte uns mit dunklem, starkem Kaffee. Genau das, was ich jetzt brauchte.

Ich blickte sie an und lächelte dankbar. Hochgewachsen, anmutig und sehr französisch war sie so wunderschön wie an dem Tag, an dem ich ihr vor zwölf Jahren zum ersten Mal begegnet war, als sie an einem kalten Morgen in London ein Taxi rief.

»Was ist passiert?«, fragte sie.

»Eine Finte. Sie haben sich aufgeteilt. Einer feuerte ein paar Schüsse am entlegenen Ende des Grundstücks ab und beobachtete dann unseren Landrover. Sobald wir dort angekommen waren, holten sich seine Kumpane an der Ostseite zwei Antilopen.«

Ich trank einen Schluck Kaffee und setzte mich. »Diese Kerle sind bestens organisiert; wenn wir nicht aufpassen, wird noch jemand sterben.«

Françoise nickte. Vor drei Tagen waren die Wilderer so nah gewesen, dass es sich anfühlte, als würden ihre Geschosse direkt über unsere Köpfe hinwegpfeifen.

»Am besten, du gehst gleich morgen zur Polizei«, sagte sie.

Ich antwortete nicht. Es war kaum zu erwarten, dass die Polizei zwei erschossenen Antilopen allzu große Aufmerksamkeit widmen würde.

Als ich Ndonga am nächsten Morgen erzählte, dass noch mehr Tiere erschossen worden waren, wurde er wütend. Er fragte mich vorwurfsvoll, warum ich ihn nicht angerufen hätte. Ich sagte, dass wir genau das versucht, aber leider keine Antwort erhalten hatten.

»Oh ... Entschuldigung, Mr. Anthony. Ich war letzte Nacht unterwegs und habe mir einige Drinks genehmigt. Geht mir heute auch nicht besonders«, sagte er und grinste dabei verlegen.

Ich verspürte keine Lust, seinen Kater näher zu besprechen. »Kannst du das zur Chefsache machen?«, fragte ich.

Er nickte. »Wir schnappen diese Mistkerle.«

Ich war kaum zu Hause angekommen, als das Telefon klingelte. Es meldete sich eine mir unbekannte Frau. Marion Gara von der Elephant Managers and Owners Association (EMOA), einer privaten Organisation, die aus etlichen, in Südafrika ansässigen Elefantenhaltern besteht und sich um das Wohl dieser Tiere kümmert. Ich hatte schon von ihnen und der guten Arbeit gehört, die sie für den Schutz der Elefanten leisten, aber da ich selbst keine besaß, hatte ich nie direkt etwas mit ihnen zu tun gehabt.

Ihre warme Stimme war mir auf Anhieb sympathisch.

Und sie kam auch gleich auf den Punkt. Sie habe von Thula Thula und seiner großen Vielfalt an typischen Zululand-

Wildtieren gehört; ebenso sei ihr bekannt, dass wir eng mit der einheimischen Bevölkerung zusammenarbeiten, um ein Bewusstsein für den Naturschutz zu entwickeln, und deshalb habe sie sich gefragt ... ob ich nicht daran interessiert sei, eine Elefantenherde zu adoptieren? Die gute Nachricht, so fuhr sie fort, ehe ich etwas antworten konnte, war, dass für mich sowohl die Tiere selbst als auch das Einfangen und der Transport absolut kostenlos wären.

Mir blieb die Spucke weg. Elefanten? Die größten Landsäugetiere der Welt? Und sie wollten mir gleich eine ganze Herde schenken? Einen Augenblick lang vermutete ich einen Scherz. Ich meine, wie oft wird man aus heiterem Himmel angerufen und gefragt, ob man eine Herde Elefanten haben möchte?

Aber Marion meinte es ernst.

Okay, fragte ich; und was war der Haken?

Nun ja, meinte Marion, es gäbe da ein Problem. Die Elefanten gälten als »verhaltensauffällig«. Sie neigten dazu, aus Reservaten auszubrechen, und deshalb wollten ihre Besitzer sie so schnell wie möglich loswerden. Wenn wir sie nicht nähmen, würde man ihnen ein Ende bereiten – sie also erschießen. Und zwar die ganze Herde.

»Was meinen Sie mit verhaltensauffällig?«

»Die Leitkuh ist eine erstaunliche Ausbrecherkönigin. Sie hat herausgefunden, wie man elektrische Zäune überwindet. Sie wickelt den Draht um ihre Stoßzähne, bis er reißt, oder aber sie nimmt den Schmerz auf sich und trampelt den Zaun einfach nieder. Es ist schier unglaublich. Die bisherigen Besitzer wissen einfach nicht mehr weiter und haben jetzt bei der EMOA nachgefragt, ob wir nicht etwas unternehmen können.«

Ich stellte mir mit einem Mal ein fünf Tonnen schweres Tier vor, das bewusst den lähmenden Schmerz von 8000 Volt über sich ergehen ließ, die seinen gesamten Körper durchzuführen. Dazu bedurfte es einer enormen Entschlossenheit.

»Übrigens, Lawrence, in der Herde sind auch Babys.«

»Warum gerade ich?«

Marion spürte meine Zweifel. Immerhin verlangte sie nicht eben wenig von mir. »Ich habe gehört, wie gut Sie mit Tieren umgehen können«, antwortete sie. »Ich habe das Gefühl, dass Thula Thula der perfekte Ort für sie ist. Und dass Sie genau der Richtige für sie sind. Und wer weiß, vielleicht sind ja auch die Tiere genau das Richtige für Sie.«

Das haute mich um. Wenn wir überhaupt irgendetwas garantiert nicht waren, dann der richtige Ort für eine Elefantenherde. Ich war gerade erst dabei, das Reservat zum Laufen zu bringen, und wie am Vortag mehr als deutlich geworden war, hatten wir obendrein massive Probleme mit gut organisierten Wilderern.

Ich wollte gerade Nein sagen, als mich etwas zurückhielt. Ich habe Elefanten schon immer gemocht. Sie sind nicht nur die größten und ehrwürdigsten Landtiere auf diesem Planeten, sie verkörpern auch Afrikas ganze Erhabenheit in höchster Vollendung. Und jetzt, völlig unerwartet, wurde mir eine eigene Herde angeboten und obendrein die Chance, diesen Tieren zu helfen. Eine solche Gelegenheit würde ich sicher niemals wieder bekommen.

»Woher kommen die Tiere?«, fragte ich.

»Aus einem Reservat in Mpumalanga.«

Mpumalanga ist eine Provinz im Nordosten Südafrikas, in der sich die meisten Wildschutzgebiete des Landes befinden, einschließlich des berühmten Krüger Nationalparks.

»Wie viele sind es?«

»Neun – drei erwachsene Weibchen, drei Junge, von denen eins männlich ist, dazu ein halbwüchsiger Bulle und zwei Babys. Es ist eine schöne Familie. Die Leitkuh hat ein umwerfendes Töchterchen. Der junge Bulle, ihr Sohn, ist 15 Jahre alt und ein prachtvolles Exemplar.«

»Dann muss es aber wirklich große Probleme geben. Niemand verschenkt einfach so Elefanten.«

»Wie ich schon sagte, die Leitkuh bricht immer wieder aus. Sie zerreißt nicht nur elektrische Kabel, sie hat auch gelernt, mit ihren Stozhnen Tore zu ffnen. Die Besitzer haben jedenfalls genug davon, dass ständig eine Herde Jumbos durch die Gsteanlagen trampelt. Wenn Sie sie nicht nehmen, werden sie erschossen. Auf jeden Fall alle erwachsenen Tiere.«

Ich wurde still und versuchte, das alles in meinem Kopf zu entwirren. Hier tat sich eine einmalige Gelegenheit auf, aber eben auch ein enormes Risiko.

Was war mit den Wilderern? Würde die Aussicht auf Elfenbein nicht noch einen zusätzlichen Anreiz für sie bedeuten? Musste ich jetzt das gesamte Reservat mit einem elektrischen Zaun sichern? Oder wie sonst sollte ich die riesigen Dickhäuter am Ausbrechen hindern – vor allem, wenn ich es bislang noch nicht einmal geschafft hatte, schwer bewaffnete Wilddiebe am Einbrechen zu hindern? Und musste ich nicht auch ein Quarantnegehege bauen, in dem sie sich an ihr neues Zuhause gewöhnen konnten? Wo sollte ich die nötigen Gelder auftreiben ... die finanziellen Mittel?

Marion hatte freimutig zugegeben, dass sie »verhaltensauffällig« waren. Aber was bedeutete das genau? Waren sie einfach nur routinierte Ausbrecher? Oder waren sie echte Krawallmacher, gefährliche Menschenhasser, die man besser nicht in einem Reservat inmitten von besiedeltem Gebiet hielt?

Wie auch immer, hier war eine Herde in Gefahr, und trotz der offensichtlichen Risiken wusste ich, was ich zu tun hatte.

»Zum Teufel, ja«, antwortete ich. »Ich nehme sie.«